

Die Tendenz

dieses Nationalwerks ist angenehme, nützliche Unterhaltung und wissenschaftliche Belehrung für jedes Alter. Der Allen wird es ins praktische Leben einzugreifen suchen, und so von wahrem Nutzen sein. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Post-Aemter nehmen Bestellungen darauf an.



für

Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben.

1850.

Redacteur:

Carl Müller.

Stansschweig.

Verleger:

Chehr & Müller.

Der Preis

des Jahrganges von 12 Lieferungen mit 24 Est. Abbildungen, Bouquet und allen Beigaben ist 1 1/2 fl ohne Voranzahlung. Jeder Jahrgang bildet ein in sich geschlossenes Ganzes. Mit dem ersten Hefte wird Umschlag und Titel, mit dem letzten das Register geliefert.

Der neuen Folge VIII. Band.

N^o 12.

Der ganzen Folge XVIII. Band.

146. Gottfried Kinkel.



er fühlt nicht Theilnahme an den Schicksalen eines Mannes, auf dessen Begeisterung für das Evangelium der Völkerfreiheit, ewige Nacht des Kerkers die Antwort derer war, die nicht begreifen, daß die Menschheit ewig dem Lebensstrom ihrer Entwicklung folgen muß, bis sie ihr leuchtendes Ziel erreicht hat, und das Banner der Liebe und Brüderlichkeit

keit im Morgenscheine der Freiheit über alles Land herniederraucht. Wessen Herz klopft nicht schneller bei dem Namen des sittlich-reinen, hochbegabten Führers seiner Partei, des deutschen Dichters Johann Gottfried Kinkel? Ist doch sein Leben ein Stück aus der deutschen Tragödie, ein mächtiges, furchtbares, das uns das warme Herzblut erfragen läßt! Er ist erlegen unter einer Wucht von Beschuldigungen. Ob es eine verantwortliche Gewalt giebt, die solche zu tragen im Stande ist, darüber wird einst die Entscheidung furchtbar und schrecklich ausfallen. Die Wogen der Geschichte der jüngsten Vergangenheit, mit wie unerhörter Sturmkraft sie auch heranbranden mögen, werden dennoch das Andenken des freiheitsbegeisterten Dichters nicht überfluthen, zu fernern Zeiten wird er im harmonischen Zusammenklänge mit denen, anderer politischer Märtyrer hinüberstören. Mögen diese Männer immerhin Schwärmer sein, mag zu weit getriebener Enthusiasmus die Schranken der Mäßigung und ruhigen Ueberlegung gebrochen, gefährliche Leidenschaften entfesselt haben —, einen unberechenbaren Gewinn, einen unschätzbaren Fortschritt verdanken ihnen die Völker: Enttäuschung, und Belehrung für die Zukunft. Dröhnend sind zwar die blutbesprigten Pforten des Tempels der deutschen Freiheit zugeworfen, die eisernen Schlüssel aber, die ihn einst wieder öffnen werden, kann keine irdische Macht vernichten.

Johann Gottfried Kinkel ist der Sohn des Predigers Kinkel aus Oberkassel, der, auf seinen Wunsch des Amtes entlassen, mit seiner Familie nach Bonn gezogen war, um dort, von Geschäften befreit, seine

letzten Tage in Ruhe zu verleben. Gottfried's Knabenalter verlief sehr einförmig. Die Mutter und besonders die älteste Schwester, zeigten das herbe Wesen protestantischen Separatistenhums; letztere übte gegen ihn wirkliche religiöse Tyrannei. Seine Erziehung, bei welcher sich der Vater sehr passiv verhielt, war ein Gemisch von Frömmel und Strenge. So unter Anderm, mußte der Knabe täglich in der Ecke des Wohnzimmers niederknien, und gegen die Wand gelehrt, lange Gebete sprechen. Man schlug ihn in die Geistesfesseln einer starren Orthodoxie und des blinden Gottvertrauens. Begreiflich ging dieser Geist einer pietistischen Kasse auf ihn über, und umbüfferte auf manches Jahr hinaus seinen von Natur klaren, verständigen Blick mit dem Nebelflor einer irreführenden Weltentfremdung. Ueberall zog er sich schroff zurück, und als er das Jünglingsalter erreicht hatte, lebte er beseligt bald mit Heroen, bald mit den Dichtern und Geistesfürsten aller Zeiten und Völker, ohne daß ihn diese Beschäftigung und die Gebilde seiner Phantasie den Schmerz der Einsamkeit und der Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft vergessen ließen. Oft, wenn er noch um Mitternacht über einem alten Buche hing, stiegen kühne Zukunftsgebanten in ihm auf, von einem hohen Liebe, das er der Welt einst singen wollte; aber noch ahnte er kaum all' die verborgenen Schätze seines Geistes, welche einem dornenvollen und reichen Leben im Laufe der Jahre zu heben bestimmt war. Noch ließ sich jenes Lieb durch Jugendträume einschlafen, bis die Liebe es endlich voll aus der befreiten Seele hervorrief.

Kinkel begann seine theologischen Studien auf der Universität zu Bonn. Neben anderen Bekanntschaften machte er hier auch die eines sehr edlen Jünglings, des Sohnes des Oberschulraths Zeller aus dem Württembergischen, dessen Familie sich damals am Rhein aufhielt, während der Sohn seinen Studien oblag. Kinkel zeichnete sich unter den Rufensöhnen aus durch Fleiß, sein dichterisches Talent, und große Lebenswürdigkeit im Umgange. Schon die Natur hatte ihm einen seltenen Empfehlungsbrief durch sein Aeußeres gegeben; wer konnte diese hohe, edle Gestalt, das treue, dunkle Auge nur sehen, ohne Vertrauen zu dem jungen, enthusiastischen Manne zu fassen? Was Wunder, daß man ihn gern in der hochgebildeten Zeller'schen Familie aufnahm, in welcher er auch bald die Erfüllung seiner Herzenswünsche fand. Es ward ihm zugleich der Verkehr mit der gebildeten Gesellschaft eröffnet, und fremde Lebenskreise zogen ihn in ihre Fluthen hinein. Der neue Umgang riß ihn aus seiner traumhaften Beschäftigung mit der Vergangenheit in eine reiche Gegenwart, die seinem angeborenen Ringen nach Humanität einen mächtigen Stützpunkt verlieh. Rasch machte er Fortschritte in den Wissenschaften; die evangelisch-theologische Facultät war, was die wissenschaftlichen Fähigkeiten betraf, von den Professoren Ritsch, Eack und Bleek würdig vertreten, wenngleich diese Männer neben den ihrigen keine neue Ansichten duldeten, und besonders

zu kämpfen und zu sterben. Es war gegen 10 Uhr Abends, als Gottfried zum letzten Mal die Schwelle seines Hauses betrat. Glühend umschlang ihn das geliebte, liebende Weib, und lag weinend an seiner Brust. Dann aber richtete sie sich stolz empor, und geleitete ihn zu den schlafenden Kindern. Gottfried küßte dieselben stumm, zog noch einmal sein Weib an das wild pochende Herz und stürmte hinaus. — Uebergehen wir seine Schicksale und Thätigkeit in der Pfalz und Baden. Am 29. Juni ward er gefangen. Er hatte sich mit einigen Schützen zu weit vorgewagt, und stürzte, von einer preussischen Kugel an der rechten Schläfe verwundet, bewußtlos zur Erde. Anfänglich trug man ihn mit, bis ein Kreuzfeuer seine Genossen zwang, ihn in einem Bauerhofs zu verlassen, wo ihn die Feinde unter den ärgsten Mißhandlungen gefangen nahmen. Merkwürdiger Weise war in Bonn schon am Tage vorher diese Krauerbotenschaft mit allen Nebenumständen erzählt. Johanna reiste unverzüglich nach Karlsruhe, um noch einmal in des Geliebten Auge zu blicken, seine Stimme zu hören. Nur mit Mühe gelang es ihr, eine kurze Zusammenkunft mit dem theuern Manne zu erhalten. Die Hoffnungen auf das Leben Kinkel's zerschnitt man raub. Trostlos eilte sie nach Bonn zurück. Gottfried war leiser und gefasster wie immer. Er glaubte nicht an seinen Tod und fürchtete ihn nicht, wenn er sich in jenem Glauben getäuscht sähe. In Karlsruhe und Rastatt erlaubte man ihm, mit seiner Frau zu correspondiren, sich auch mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. Bald nachher führte man ihn nach Raugardt ab. Am 4. August 1849 stand er vor dem Kriegsgerichte zu Rastatt, wo er sich musterhaft vertheidigte. Als er das Gerichtszimmer verließ und in seine Zelle zurückgeführt war, beschlich ihn der Gedanke, daß man vielleicht doch das Todesurtheil über ihn aussprechen könne. Er glaubte an die Wahrscheinlichkeit eines solchen Richterspruches, und schrieb zwei Gedichte: „Mein Vermächtniß“ und „Vor den achtzehn Gewehrmaulern!“ Am 20. September ward ihm endlich das Urtheil bekannt gemacht, das, ursprünglich auf Festungshaft lautend, durch den König in lebenslängliche Zuchthausstrafe verwandelt war. — Am 29. April 1850 stand er, schon auf Lebenszeit verurtheilt, noch einmal vor den Äffsen in Köln, um Leben und Freiheit, die er nicht mehr hatte, zu vertheidigen. Einen auf Lebenszeit Verurtheilten noch einmal vor die Schranken des Gerichts zu zerrn, erscheint ein Leidenstraub — also hinweg mit dieser Scene, so wie über die ganze Zeit seines Elendes. Im Juni 1850 schrieb er unter Anderm seiner Gattin: „Was nun den Umstand betrifft, daß man Dir in Berlin den Zutritt zu mir verweigert hat, so gedenke ich Deinen Schmerz darum durch keine Trostgründe abzustumpfen. Ich habe mich fleißig mit der Geschichte von Männern beschäftigt, die für ihre Ueberzeugung litten, habe namentlich in meinem Fache als Kirchengeschichtlicher christliche Märtyrergeschichte studirt. Unter diesen Märtyrern waren nicht bloß Leute des buldenben Gehorsams, sondern auch solche, welche das Militair aufforderten, aus dem Dienste zu treten, sich nicht zu stellen u. s. w.; auch solche, die Altäre zerbrachen und Gözenbilder in Tempeln zerschmetterten: also Verbrecher gegen das Staatsgesetz. Aber in keiner ihrer Erzählungen habe ich gefunden, daß man Freunden, Verwandten den Besuch des Sträflings wehrte. Sokrates wurde frei von seinen Schülern und Freunden im Kerker besucht, und diesem Umstande verbanden wir zwei der herrlichsten Platonischen Gespräche. Johannes der Täufer war im Kerker in stetem Verkehr mit seinen Schülern, und von Christi Kreuz trieb kein Kriegsknecht die Mutter hinweg. So hat auch Cypranus stets Freundestrost bis zu seinem Schafot genossen; denn ihre Gegner waren freilich Feinde. Daß man das Weib, das nach Christi Vorschrift ihren gefangenen Mann mit ihrem Ruß und ihrer Treue aufzurichten kommt in einer neuen schrecklichen Phase seines Duldens (es ist die Verlesung in das Zuchthaus nach Spandau gemeint), fern hält, das ist historisch neu. Gefangene besuchen zählt die Kirche unter die Werke der Barmherzigkeit, der christliche Staat verbietet es in seiner Hausordnung. — Sieh, Liebe, das ist mein Trost, daß an meinem Beispiel der Welt einmal kund wird, welcher Art unsere Gesetze sind, und das System, aus dem sie fließen. Laß das gut sein und finde Dich. Die Geschichte hat mit wenig Meisterzügen von des Lactanz furchtbarer Feder jenen Galerius unaussprechlich in das Gedächtniß der schauernden Menschheit eingezeichnet. Diese Geschichte laß das Wort entdeken, das jenes Gesetz künftig bezeichnen wird. Daß der Dichter des „Otto der Schütz“ (eine von Kinkel's vortrefflichsten Dichtungen) um einer politischen That willen Wölle spalt, oder Buchstaben und Ziffern nachmalt, das, Liebe, ist ein Faschingsgeschwätz im Stile des Hans Sachs. Die Welt aber wird nicht so schnell satt, als die verkehrte Welt des Faschings. Also laß gut sein und harre aus.“ —

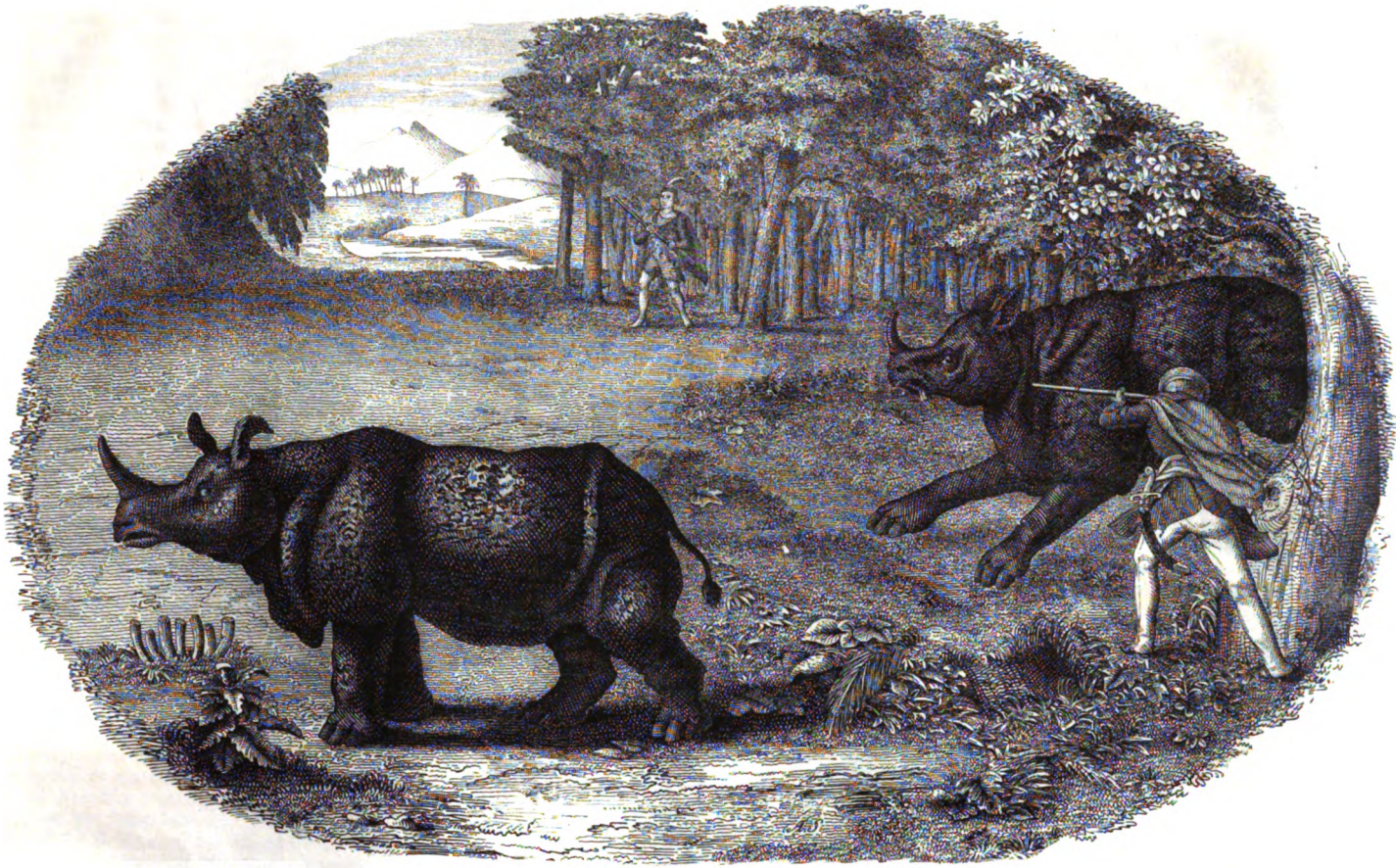
Der geistreiche, freigeistbegeisterte Dichter und Volksführer ist be-

freiet, seinen „legalen Dualen“ entzogen. Das Wie? und durch Wen? — ist gleichgültig. Er ist frei. Im November schrieb er von „An der See“ seiner Gattin: — „denn ich befinde mich ganz gesund und meine Getreuen in Bonn würden bald merken, wenn sie mich mit Carl Schurz“) rufen und spafen hörten, daß ich das fröhliche rheinische Herz in der harten Einsamkeit noch nicht verloren habe. Sagt es alle denen, die in Bonn und der Umgegend unserer alten schönen Fahne treu blieben, daß ich noch der Alte bin und es zu bleiben gedenke, bis ich für all' die Liebe, Theilnahme und Treue, welche so viele wackere Männer auf mich während meines Lebens gewandt haben, dadurch danken kann, daß ich alle meine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stelle. Denn ob ich wohl auch in der tiefen Gefängnisnacht niemals nur einen Augenblick am Siege unserer Bestrebungen verzagte, sehe ich doch nunmehr mit besonders gewissen Hoffnungen in die Zukunft. . . . Es war eine im Leben einzige Minute, als nun Alles gelungen war, als Er (Schurz) zuerst auf der freien Straße mich umarmte, als ich dann nach anderthalb Jahren der Qual, an seine Brust gelehnt, in die rettende Nacht hineinfuhr und zwischen dunkeln mährischen Fichtenwipfeln der Morgen uns Glücklichen heraufleuchtete! Der Freiheit, der Thätigkeit, der geliebten Frau und den lebhaften Kindern wiedergeschent, werde ich erst, wenn volle Sicherheit in England mich umgibt und die ganze Ruhe in mein Gemüth einzieht, vollständig durchempfinden, wie viel ich der Treue meiner Partei und vor Allem dem der meines Freundes schuldig geworden bin.“ G. G.

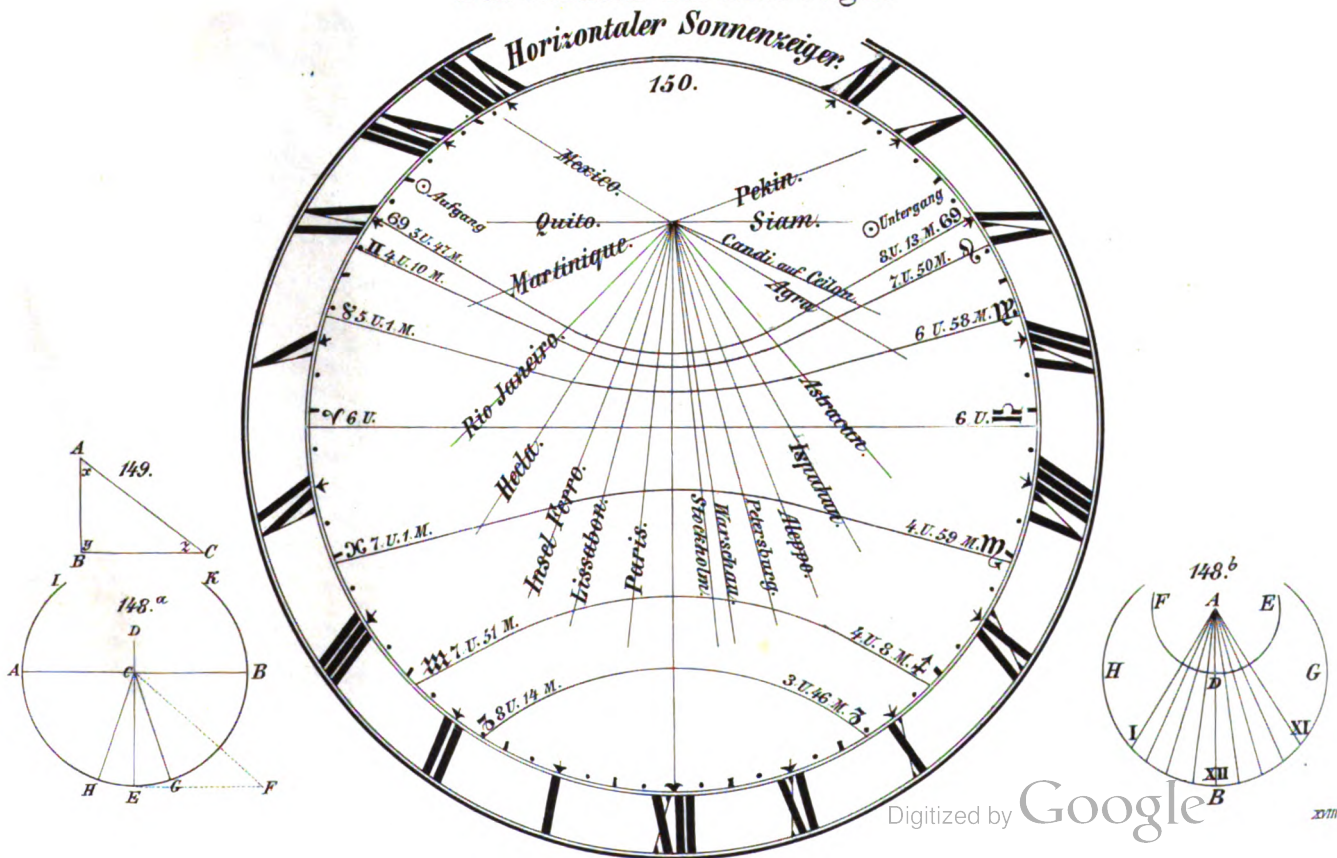
147. Das Nashorn oder Rhinoceros und seine Jagd.

Ein Land der Wunder liegt Indien vor uns da, ausgestattet mit Allem, was die reiche schöpferische Kraft der Natur hervorzubringen vermochte. Die Erde trägt von selbst die Früchte, welche dem Menschen zur Nahrung dienen, herrliche Wälder gewähren kühlen Schatten, Quellen entspringen den Gebirgen, hier eise murmelt, dort als Sturzbäche schäumend, endlich gewaltige Ströme fließend, Vögel mit strahlendem Gefieder durchschwirren die Lüfte, schwingen sich von Zweig zu Zweig, und dem Beobachter zeigt sich eine Ueberfülle von Thiergattungen, wie sie kein anderer Theil der Erde aufzuweisen hat. Aber der Mensch soll nicht in träger Ruhe dahinleben, und so wie er in andern Himmelsstrichen im Schweiße seines Angesichtes seine Nahrung dem Erdboden abringen muß, hat auch dieses üppige Klima neben dem Segen, den es gewährt, seine Schrecken, und wie die Natur hier Alles erschuf, was die Genußsucht der Menschen befriedigen kann, entwickelte sie, als Schattenseite, auch alle ihre Schrecken. Erdbeben erschüttern das Land, tobende Stürme verheeren die Felder und Wälder, und was die Natur an wilden, gefährlichen Thieren und giftigem Gewürm hervorbachte, ist Alles hier versammelt, um das Menschengeschlecht vor dem Versinken in träge Lethargie zu bewahren. Unter strahlenden, duftenden Blumen schießt die giftige Schlange hervor, deren Biß augenblicklich tödtet, qualende Insecten verschleichen Nachts den Schlaf, und in den Dschungeln lauern der kühne Löwe, der blutgierige Tiger dem einsamen Wanderer auf, während des Nachts die grimmige Hyäne ihn umschleicht und den Ermüdeten mit ihrem fürchterlichen Geheiß zersfleischet. Indien ist auch das Land, welches die Natur mit jenen phantastischen Ungeheuern bevölkerte, die schon durch ihre Riesengröße imponiren, und gegen die das ganze Menschengeschlecht vergebens anrücken würde, hätte die Natur ihnen jene Wildheit, jene Mordlust eingebläht, wodurch andere asiatische Thiere so furchtbar werden. Aber der Elephante läßt sich durch den geistig ihm überlegenen Menschen zum Hausthier zähmen, und das durch seinen bloßen Anblick Entsetzen einflößende Rhinoceros ist so friedliebender Natur, daß es nur im äußersten Nothfalle, nur wenn es auf das Ärgste gereizt wird, sich zum

*) Carl Schurz war früher Student in Bonn, begleitete Kinkel, mußte wegen des Zeughaussturmes in Siegburg flüchtig werden, landete im Generalstabe der Pfälzer Revolutionsarmee wieder auf und fand später ein Asyl in der Schweiz. Er lies sich durch kein Hinderniß zurückschrecken, mit persönlicher Gefahr sich nach Preußen zu begeben, um dort, selbst geachtet, das große Werk, Kinkel's Befreiung zu versuchen und glücklich zu vollbringen. — Weiteres machen wir in Beziehung auf Kinkel's Leben auf das vortreffliche Buch von Adolph Strodtmann „Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung“ aufmerksam. Ein biographisches Skizzenbuch wie wir deren wenige besitzen. Möge der geistreiche Verfasser mit Plagiats vergelten. G. G.



Das Nashorn und seine Jagd.



Kämpfe bewegen läßt, sonst aber gern demselben ausweicht. Sonderbar, daß gerade diese beiden letztgenannten Thiere, deren Charakter an sich durchaus harmlos ist, die wüthendsten Feinde sind, und daß das Rhinoceros mit dem Elephanten oft Kämpfe auf Tod und Leben bestehen muß. Ein reisender Engländer beschreibt solchen Kampf. Eines Tages, erzählt er, überschaute ich von einem niedern Hügel aus eine fast unübersichtbare Ebene Seylons und erblickte zu meinen Füßen weite, wallende Maisfelder. Plötzlich brach aus einem nahen Walde ein Trupp von 7 oder 8 Elephanten hervor und begann die Felder zu verwüsten. Es war ein wunderschöner Anblick wie diese Thiere mit Hilfe ihres Rüssels das Getraide wegrasteten, in große Garben fassten und in den Wald trugen, aber bald darauf, um sich mit neuer Beute zu beladen, zurückkehrten. Dies währte ungefähr eine Stunde. Unterdessen war die Sonnengluth so stark geworden, daß ich ungeachtet eines großen Schirmes und trotz meiner weiten und leichten Kleider in Schweiß gleichsam gebadet war und von einer außerordentlichen Schwäche mich befallen fühlte. Ich ging weg, um mich im Schatten zu lagern und zu erwarten, bis sich entweder die Hitze beim Herabsinken der Sonne nach dem Horizonte vermindere, oder wenigstens ein leichter Wind die Atmosphäre erfrische. Die Elephanten thaten dasselbe; sie lagerten sich im Schatten einiger Bäume auf den Maisfeldern. Während man nun so nicht das kleinste Geräusch vernahm, kam ein großes Nashorn herbeigelaufen und stürzte sich mit der diesen Thieren eigenthümlichen Begierde, ohne weiter die Umgebung zu beachten, auf dasselbe Feld. Sogleich erhoben sich die Elephanten, und rannten mit hoch erhobenem Rüssel und vorgestreckten Zähnen dem Feinde entgegen. Das Nashorn hatte sich noch nicht auf den Widerstand vorbereitet, als bereits die Elephanten mit ihren Rüsseln über dasselbe herfielen, ein Stoßzahn in seinen Unterleib drang und ihm eine breite Wunde beibrachte. Es stieß ein erschreckliches Gebrüll aus, wich etwas zurück und warf sich dann auf den Elephanten, der es verwundet hatte. Der Elephant brach bei dem fürchterlichen Anlauf und Stoß zusammen, das Horn des Rhinoceros und beinahe dessen ganzer Kopf war in den Bauch des armen Thieres gedrungen. Bei diesem Anblick griffen sämtliche Elephanten den Feind mit erneuter Wuth an. Sie erregten auf allen Seiten eine Wolke von Sand und Maiskoppeln. Man vernahm ein entsetzliches Getöse und ich konnte den weiteren Verlauf des Kampfes nur nach der Beschaffenheit dieses Getöses beurtheilen; denn ich unterscheid sehr genau die donnernde Stimme des Nashorns und das Geschrei der Elephanten. Auf einmal verboppelte sich der Lärm, ein noch dichter Wirbel von Staub verhüllte die Streitenden; hierauf endete das Getöse, die Staubwolke legte sich und Alles wurde ruhig. Das Rhinoceros war todt; neben ihm aber lagen die Leichname dreier Elephanten; zwei andere lebten zwar noch, entfernten sich aber langsamen Schrittes inmitten ihrer Begleiter. Aus schweren Verletzungen, welche ihnen der mit Wuth überwundene Feind beigebracht hatte, flossen Ströme von Blut.

Da das Rhinoceros nur wenig Nutzen dem Menschen gewährt, indem kein Theil desselben einen gewöhnlichen Handelsartikel der Europäer bildet, so ist die Jagd auf dasselbe eben nur eine Jagd, und zwar oft eine äußerst gefährliche, wiewohl es dem Menschen andererseits auch sehr leicht wird, eine solche Jagd fast ganz gefahrlos zu machen. Folgende Beschreibung liefert uns davon ein Beispiel.

Zu einer Rhinocerosjagd eingeladen, erzählt ein Reisender, begaben wir uns nach Ginfing an der östlichen Grenze der Residenz von Peking im niederländischen Ostindien. Nachdem wir da übernachtet hatten, verfolgten wir unsern Weg nach dem zur Jagd bestimmten Plage, welcher etwa eine Vierteltunde vom großen Postwege lag. Dichte Wälder, die sich nördlich wohl drei Stunden bis an die See erstreckten, schienen diesen ganzen Landstrich zum Aufenthalte des großen Wildes, worauf gejagt werden sollte, gemacht zu haben.

Man hatte eine große Strecke Landes umzäunt, und glücklich waren schon drei Rhinocerosse und acht wilde Ochsen, worunter sechs Stiere, ein Junges und eine Kuh, auf diesem abgegriffenen Grunde zusammengetrieben. Der Platz wurde mit einem 3 bis 4 Fuß breiten und eben so tiefen Graben umgeben, um die Rhinocerosse zu verhindern, den Zaun zu durchbrechen, denn es ist bekannt, daß das Rhinoceros, dessen Kraft, wenn es wüthend ist, nichts zu widerstehen vermag, sich durch einen kleinen Graben aufhalten läßt. In verschiedener Entfernung waren längs der Umzäunung kleine Hütten von Bambus, vom Grunde 8 bis 10 Fuß hoch, gebaut, in denen sich die Jäger vertheilten. An der Südseite waren Tausende von Zuschauern, welche aus den entferntesten Dörfern zusammengekömmt waren, um den Anblick und Vortheil der Jagd zu genießen. Freilich hatten Hunderte von Javanen an der Feste und dem Graben mitgearbeitet, weil sie sich auch

einen Antheil an der Beute versprochen. Vorzüglich setzen die Chinesen einen hohen Werth auf das Horn, die Haut und das Blut des Nashorns, und es ist merkwürdig, daß sowohl von Chinesen als Javanen dem Rhinoceroshorn dieselbe Eigenschaft zugeschrieben wird, welche man ihm, wie wir sahen, in alten Zeiten in Europa beilegte, daß es nämlich durch gewisse Zeichen das Gift erkennen lasse. Ebenso halten sie auch das Blut desselben für nützlich bei schweren innerlichen Krankheiten. Die Haut, das Fleisch, die Zähne, kurz Alles, was vom Rhinoceros kommt, wird als Medicin oder Gegengift von den Javanen hochgeschätzt, das Fleisch der wilden Stiere aber gehört zu ihren Leckerbissen. Jeder wirkte daher eifrig mit, dieser Thiere Meister zu werden. Auf den höchsten Bäumen saßen Jäger und Javanen, welche, indem sie Schwärmer und ähnliches Feuerwerk in das Gebüsch warfen, das darin versteckte Wild aufjagen mußten.

Sobald wir uns auf die uns angewiesenen Plätze begeben hatten, hörte man das entsetzliche Gebrüll eines Rhinoceros, welches, nahe bei unserm Stande, durch ein kleines Gebüsch noch dem Auge verborgen war, aber durch das Geschrei der Menge und das Abdrönnen der Feuerwerke aufgejagt, schnell aus seinem Versteck zum Vorschein kam. Das Rhinoceros näherte sich uns langsam, und ich leugne nicht, daß mir beim ersten Anblick desselben sehr bange wurde und ich besorgt auf den kleinen Graben sah, der unsre bambusnen Stellagen von dem fürchterlichen Feinde trennte.

Wir ließen das Nashorn sich nähern und feuerten unsre Gewehre nicht eher darauf ab, bis wir dasselbe gut unter dem Schusse hatten, was denn auch das wüthende Thier zum Weichen brachte, da es eine Wunde am Halse erhalten und die übrigen Kugeln ihm im Nacken saßen. Unsre Kugeln waren halb Blei, halb Zinn, so daß sie auf kurze Distanz gut einbrangen. Man sagt, das Rhinoceros sei nur am Bauche, den Augen oder in der Nähe der Ohren verwundbar; ich fand jedoch auch vorn im Kopf mehrere mit Zinn gehärtete Kugeln tief eingedrungen. Von der Haut des Körpers waren verschiedene Kugeln abgeprallt und hatten etwa einen halben Zoll tiefe Löcher darin gemacht.

Das Rhinoceros, welches sich nun auf die westliche Seite des Jagdterrains zurückgezogen hatte, traf hier den Trupp wilder Stiere, welche, durch dasselbe verjagt, mit fürchterlicher Gewalt blasend und schnaubend längs der Linie dahinrannten. Durch die ihnen beigebrachten Schüsse fielen zwei Stiere, und mehrere wurden verwundet. Das verwundete Rhinoceros verfolgte die Stiere bis in die Mitte des Jagdreviers, und traf hier ein zweites Rhinoceros, welches von der Distanz angeflücht kam; nun fand ein gewaltiges Gefecht zwischen diesen beiden Riossen statt, von dem wir alle Zuschauer waren. Die Entfernung, in der sich die Kämpfenden von uns befanden, war indes zu groß, um ihnen mit der Kugel beikommen zu können; und ich glaube, wäre dies auch möglich gewesen, selbst der feurigste Jäger hätte bei diesem Anblick seine Waffen niedergelegt, da er hier in Sicherheit ein wunderbares und höchst seltenes Schauspiel genießen konnte. Das Gefecht war kurz, aber wüthend. Das kleinere Rhinoceros, später als ein Weibchen erkannt, flüchtete mit einer schweren Wunde im Kopfe vor seinem gewaltigen Verfolger; bald darauf zeigte es sich mit einem zweiten vor unserm Stande, und einige wohlangebrachte Schüsse strecten es todt auf dem Plage nieder. Das dritte schwer verwundete Rhinoceros trachtete nun in seiner Wuth, die Feste zu durchbrechen, so daß wir eine Eilla (einpflanzbare Kanone), welche neben uns stand und mit Kartätschen geladen war, auf dasselbe abfeuern ließen, wodurch es zum Weichen gebracht wurde, wüthend längs der Umzäunung hinlief, endlich aber, durch den Graben und das Geschrei der Zuschauer zurückgeschreckt, durch einen Schuß von einem der Bäume herab zu Boden gestreckt wurde.

Das übriggebliebene Rhinoceros, welches noch wüthend umherlief, traf nun mitten im Jagdreviere ein wildes Schwein, und schleuderte dasselbe vermittelst seines Hornes mit solcher Kraft in die Höhe, daß es todt auf den Grund niederfiel. Der Trupp wilder Stiere wurde stets durch dasselbe verjagt. In einem zweiten Anfälle sahen wir es einer wilden Kuh den Bauch aufschlagen, so daß diese mit heraushängenden Eingeweiden fürchterlich brüllend im Reviere umherlief. Das verwundete Rhinoceros ließ nun in dem kleinen, rechts von uns gelegenen Gebüsch das haarsträubendste Klagegeschrei ertönen, und bald sahen wir die Gesträuche sich unter seinem Tritte wie Grashalme beugen und dasselbe auf uns zukommen. Zufällig traf es hier auf das durch uns getödtete Rhinocerosweibchen, welches mit größlicher Wuth von ihm angefallen wurde. Dieser Augenblick bot uns Gelegenheit, wieder mehrere Schüsse auf das ohnehin schon schwer verwundete Thier zu thun, das in Folge dessen plötzlich die Flucht ergriff. Bald nachher jedoch zeigte es sich unter einem der großen Bäume auf der Südseite des Reviers; auf diesem Baume saß ein geschickter javanischer Jäger

aus Japara, der ihm einen tödtlichen Schuß beibrachte und es somit fällt.

Allgemein war nun der Jubel und das Jauchzen, und Hunderte von Javanen drangen von allen Seiten in das Revier, um sich ihres Antheils an den Rhinocerosen zu versichern. Die Unvorsichtigen ließen sich selbst durch die umherirrenden wilden Stiere nicht abhalten, welche freilich, sehr abgemattet, sich in dickes Gesträuch verborgen hatten, aber doch von Zeit zu Zeit mit einander kämpfend den Jagdgrund durchstürmten. Wir thaten das Mögliche, um die Javanen an der völligen Zerstörung der Rhinocerosse zu hindern, aber vergebens! — in kurzer Zeit waren sie der Haut und des Fleisches beraubt, und nur mit größter Mühe gelang es uns, die beiden Köpfe zu retten.

Das größte hatte ein Horn von nicht ganz der Länge eines Fußes, woraus ich schloße, daß die Thiere noch sehr jung gewesen sein müssen. Die noch übrigen wilden Stiere wurden einer nach dem andern niedergeschossen, und der kleinere lebendig eingefangen. Um drei Uhr Nachmittags lagen also drei Rhinocerosse und sieben wilde Stiere todt im Jagdbezirke und hiemit war unsre Jagd, welche Zuschauer wie Theilnehmern das größte Vergnügen gewährt hatte, beendet. Wir kehrten nach unserm Nachtquartiere zurück, wohin auch der gefangene Stier gebracht wurde, hatten aber hier noch ein Abenteuer, das nicht wenig Stoff zu Scherz und Lachen gab. Um Mitternacht erwachte ich nämlich durch einen ungewöhnlichen Lärm im Hause; ich stand von meiner Schlafstelle auf und begab mich hinaus, als plötzlich der junge Stier, welcher aus seinem Käfige gebrochen war, auf mich losstürzte, in meine offene Schlafkammer rannte und Alles anfiel, was ihm in den Weg kam. Er verwickelte sich jedoch in den dichten Bettgärten. Schnell kamen wir alle zusammen, um eine neue Jagd zu beginnen, welche leicht gefährlicher, als die abgelaufene, geworden wäre, hätte nicht der junge Stier die offene Thür gefunden und so den Weg nach seiner Wildniß wieder eingeschlagen.

Das Rhinoceros nährt sich lediglich von Pflanzen, liebt feuchte und schattige Orte, namentlich Sümpfe und Moräste in düstern Wäldern. Es ist stumpfsinnig, träge, dumm und an sich äußerst friedfertig. Gereizt dagegen zeigt es sich wild, bössartig und nicht zu bändigen. Während es im gewöhnlichen Zustande nur ein dumpfes Gurgeln von sich giebt, stößt es im Zorn ein durchdringendes Gebrüll aus, seine ungeheure plumpe Nase erhält eine furchtbare Leichtigkeit der Bewegungen, im schnellen Laufe zieht es mit dem Horne tiefe Furchen in die Erde, macht Sprünge, die man kaum für möglich halten sollte, und hebt sich wild in die Höhe. Da das Nashorn einen scharfen Geruch und ein seines Gehör hat, so ist es für den Reisenden sehr gefährlich, da es durch ein ungewohntes Geräusch zu blinder Wuth gereizt werden kann und dann mit seiner ganzen Wucht heranstürzt. Man hat Beispiele, daß ein solches Ungeheuer bei Nacht einem Wagen oder den davorgespannten Ochsen in die Seite gefallen ist und mit unerhörter Kraft Alles mit sich fortgeschleppt oder zertrümmert hat. Ein solches Thier auf der Flucht einzuholen, oder ihm zu entfliehen, wenn es verfolgt, ist fast unmöglich, indem es mit Leichtigkeit alles Gesträuch niedertritt und zertrümmert, das ein Mensch oder ein Pferd umgehen muß. Indes muß man nur, von ihm verfolgt, Kaltblütigkeit genug haben und wenn es ganz nahe ist auf die Seite weichen, wobei man sich nur nicht auf die Windseite wenden und dadurch dem Thiere auf's Neue verrathen muß. Befolgt man diese Regel, so streift das wüthend anlaufende, aber mit schlechten Augen versehene Thier weit an dem Verfolgten vorbei.

Die Gestalt des Thiers zeigt die Abbildung. Es erreicht eine Länge von 10 bis 12 Fuß, und eine Höhe von 5 bis 7 Fuß. Die Haut hängt in lappigen Falten herunter, und ist so dick, daß Pfeilen aus ihr geschnitten und unbedringliche Schilde aus ihr gefertigt werden. Die Farbe ist bräunlich aschgrau. Das Merkwürdigste ist das auf der Nase in der dicken Haut wurzelnde, bewegliche Horn, welches eine Länge von 3 Fuß bei einem halben Fuß Dicke erreicht und eine furchtbare Waffe bildet. Wir können es uns nicht veragen, hier die ansehnliche Schilderung mitzutheilen, welche Robert Rude, ein englischer Reisender, von diesem Thiere giebt. Das Horn des Rhinoceros, sagt er, ist eine bei Weitem fürchterlichere Waffe, als der Stoßzahn des Elephanten. Es ist viel weniger zerbrechlich und zugleich empfindet das Thier bei einem noch so kräftigen Gebrauche desselben keinen solchen Schmerz, als dies der Fall sein würde, wenn dieses Organ gleich einem Stoßzahn im Knochen wurzelte. Dann ist es auch wegen seiner Größe eine so furchtbare Waffe, daß, selbst wenn das Nashorn durch Schußwunden entkräftet ist, doch letzteres von vorn angzugreifen selbst das verwegenste Thier nicht wagt. Die gewaltige Wucht des auf seinen stämmigen kurzen Beinen und breiten, mit drei mächtigen Behen versehenen Lagen, wie auf ehernen Pfeilern hingepflanzten Thiers

bietet einen Widerstand und zugleich eine Alles niederwerfende Gewalt dar, welchem kein Raubthier die Spitze zu bieten vermag, während jedem, auch dem Stärksten, der Stoß des Hornes schnellen Tod bringen muß. Streift das Rhinoceros an, was es im schnellen Ansturm vermag, so ist der Erfolg entseßlich, und geschieht dies dem Elephanten, so kann dieser Koloss sein Heil nur in der Flucht suchen; vermag er das nicht, so bleibt ihm nichts anders übrig, als wenigstens den mindest verletzlichen und empfindlichen Theil des Riesenleibes darzubieten. Aber selbst in diesem günstigsten Falle wird er, wie wir oben sahen, von dem entseßlichen Stöße zu Boden geworfen.

Wie jetzt hat der Mensch noch nicht vermocht, das Nashorn in jene Abhängigkeit zu bringen, wie es ihm mit dem Elephanten gelungen ist. Wird es auch noch ganz jung eingefangen, so ist es nur als Menageriestück, nie aber als Haus-, oder gar Jagd- und Kriegsthier wie der Elephant zu gebrauchen, und selbst in der Menagerie vermag es nicht gleich den andern sogenannten wilden Thieren zur Dressur gebracht zu werden; denn obgleich es mit der Zeit einige Dankbarkeit gegen den Wärter zeigt, der ihm sein Futter reicht und es mild behandelt, verharrt es doch in dem ihm eigenthümlichen, störrischen und unentsamen Wesen, welches mitunter, wie gesagt, in unändliche Wildheit ausbricht.

148—150. Die horizontale Sonnenuhr.

Die ältesten aller Uhren sind die Sonnenuhren, eine Erfindung der Chaldäer, die sich, wie die meisten Erfindungen, aus Babylon oder aus Indien über Aegypten nach Griechenland, von da nach Rom, und nach dem Verfall Rom's über das übrige Europa verbreitet hat. In Rom waren sie unter allerlei Formen so gemein, daß die Straßen, Plätze und Villen damit angefüllt waren.

Die Römer hatten zweierlei Arten von Sonnenuhren, solche die in einer gewissen Stellung befestigt werden müssen, und tragbar, die man an jedem Orte, der von der Sonne beschienen wird, aufhängen konnte. Von der erstern Art ward vor etwa hundert Jahren eine in dem berühmten Tusculum, der Lieblingsvilla Cicero's, ausgegraben, vielleicht die nämliche, welche dieser edle Römer seinem kranken Freunde Lito schicken wollte. Eine von der tragbaren Art ward bald nachher in den Ruinen von Pompeji gefunden, und ist ein Beweis von dem bekannten Geschmack der alten Römer am Niedrigkomischen. Diese Uhr hat genau die Form eines Schinkens, der wie gewöhnlich an der Spitze des Fußes aufgehängt wird; auf der breiten Fläche des Schinkens sind die Stunden durch mehrere gerade und krumme Linien gezeichnet, und der natürlich gekrümmte Schwanz dient zum Zeiger, der durch seinen Schatten die Zeit anzeigt.

Im Folgenden wollen wir Anleitung geben, eine Art von Sonnenuhren zu beschreiben, die sich besonders im Freien, an einer offenen Gartenstelle, ohne alle Mühe einrichten läßt, und auf die mannigfachste Art, wie wir weiter unten sehen werden, angebracht werden kann.

Um einen festen Anhaltspunkt zu haben, legen wir die Polhöhe von Braunschweig, die 52 Grad 15 Minuten nördlicher Breite beträgt, zu Grunde. Es ist jedem Mathematiker bekannt, daß bei der Verfertigung der Sonnenuhren einige Minuten im Ansehen der Polhöhe mehr oder weniger eben keinen bemerkbaren Irrthum hervorbringen, selbst wenn es auch $\frac{1}{4}$ Grad wäre. Daß der hiernach berechnete Sonnengeiger um die ganze Erde herum für jeden unter ähnlicher Polhöhe liegenden Ort brauchbar ist, versteht sich von selbst, während bei größerer Entfernung von der gedachten Polhöhe oft schon eine geringe Aenderung in dem Winkel des Zeigers genügt, um die Uhr für jede Gegend Deutschlands und darüber hinaus brauchbar zu machen.

Die Sonnenuhr, welche Fig. 150 darstellt, ist die horizontale.

Um eine solche anzufertigen, verfähre man nach folgender Methode. Man ziehe (Fig. 148 a) auf einer Fläche eine gerade Linie AB an den Ort, wo man die 6te Stunde oder 6 Uhr hin verlangt, durchschneide dieselbe in der Mitte mit einer senkrechten Linie DE, die bei C auf AB unter einem rechten Winkel steht, und C sei das Centrum des Kreises, aus welchem man einen Kreis IEK beschreibt. Den Radius von C theile man in tausend Theile oder mache sich vielmehr einen tausendtheiligen Maßstab von der Länge des Radius, auf welchem indef nur von 15 zu 15 die Eintheilungen aufgetragen zu werden brauchen.

Die Eintheilung der Stunden auf dem Umkreise geschieht nach folgender, von 15 zu 15 Minuten trigonometrisch berechneten Tabelle, welche für jede Tageszeit die sogenannten Stunden für unsre Polhöhe anzeigt:

Nachmittags		Vormittags		
12 Uhr	— M. und	— Uhr	— M.	0
12	15	11	45	51,77
12	30	11	30	103,51
12	45	11	15	155,75
1	—	11	—	208,47
1	15	10	45	261,62
1	30	10	30	315,16
1	45	10	15	369,61
2	—	10	—	424,92
2	15	9	45	481,02
2	30	9	30	538,40
2	45	9	15	597,52
3	—	9	—	656,63
3	15	8	45	717,27
3	30	8	30	779,31
3	45	8	15	842,07
4	—	8	—	905,09
4	15	7	45	970,12
4	30	7	30	1035,04
4	45	7	15	1099,98
5	—	7	—	1165,18
5	15	6	45	1229,48
5	30	6	30	1293,12
5	45	6	15	1355,02
6	—	6	—	1414,20
6	15	5	45	1471,40
6	30	5	30	1525,71
6	45	5	15	1577,45
7	—	5	—	1625,42
7	15	4	45	1670,01
7	30	4	30	1711,12
7	45	4	15	1748,67
8	—	4	—	1783,06
8	15	3	45	1814,08

Diese Tafel gebraucht man nun also: Man nehme Fig. 148 b. einen Punkt A auf einer horizontalen Fläche an, wo nämlich das Centrum der Uhr, d. h. derjenige Punkt sein soll, aus welchem alle Linien entspringen, ziehe um ihn herum einen Kreis FDE, wovon A der Mittelpunkt ist, lasse von da eine Perpendicularlinie AD fallen, welches die Linie der 12. Stunde sein wird, und ziehe diese so lang als man will, bis auf den andern aus D gezogenen Kreis ABG, worauf die Stunden verzeichnet werden sollen. Auf den Kreis FDE frage man, und zwar immer von D aus, nach F und E die in der obigen Tabelle enthaltenen Stunden herum, und zwar in Theilen des von der Länge des Radius AD angefertigten tausendtheiligen Maßstabes. Alsdann ziehe man genau aus dem Punkte A (Fig. 148 b.) durch die gefundenen Punkte auf den Kreis FDE Linien und verlängere sie. Da, wo sie auf ABG hintreffen, zeichne man die Stunden an.

Die einfachste Methode, diesen Sonnenuhr anzufertigen, ist jedenfalls die, daß man sich des unter Fig. 150 gezeichneten als eines Modells bedient. Nehmen wir an, in einem Garten solle ein horizontaler Sonnenuhr auf einer feststehenden runden Tischplatte, sei dieselbe von Holz oder Schiefer, angelegt werden. Man braucht dann nur den Mittelpunkt unserer Abbildung Fig. 150 genau auf den Mittelpunkt der Tischplatte zu legen, oder, falls diese edig ist, aus dem Kreiscentrum der darauf gelegten Abbildung einen Kreis auf dem Tische zu beschreiben und vermittelt eines entsprechend langen Lineals sämtliche Linien und Striche nach einander auf die Platte zu ziehen, und man wird die Uhr vollkommen genau in vergrößertem Maßstabe auf den gewünschten Gegenstand übertragen haben. Wir bemerken hier noch, daß die Unterabtheilungen der Stunden nur von 5 zu 5 Minuten angegeben sind. Man kann auf diese Weise auch eine Art natürlicher Sonnenuhr herstellen, indem man die Kreise und Linien durch Buxbaumreihen im Erdboden selbst bezeichnet und als Zeiger sich einer Stange oder eines (wie wir es einmal sahen) hochstämmigen Rosenstrauchs bedient.

Was den Zeiger dieser Sonnenuhr betrifft, so dient dazu (z. B. auf einer Tischplatte) am Besten ein Blech, welches dreieckig ist, aus dem Mittelpunkt der Uhr (Fig. 148 b.) anfängt, auf die Linie, welche Mittag zeigt (A B), aufgerichtet und vermittelt zweier Kappen auf der Ebene befestigt wird. Die Figur, nach welcher dieses Blech verfertigt werden muß, wird folgendermaßen aufgerissen. Fig. 149 A B ist eine gerade Linie. Bei A macht man den Winkel α gleich der Polhöhe (für Braunschweig $52^{\circ} 15'$); γ ist ein rechter Winkel, und der Winkel α wird alsdann gleich der Aequatorhöhe des Orts, weil die Aequator- und Polhöhe gleich einem rechten Winkel, alle drei Winkel eines Dreiecks aber zusammen gleich zwei rechten Winkeln sind. Der Winkel α wird also in Braunschweig gleich $37^{\circ} 45'$ sein. Man braucht dieses Dreieck nicht so groß zu machen, daß die Grundlinie A B (Fig. 149) vom Mittelpunkt A der Uhr bis unten an XII. gehe (Fig. 148 b.). Am Einfachen läßt sich diese Frage dadurch lösen, daß man in A (Fig. 148 b.) einen Stift aufrichtet, der solche Länge hat, daß, wenn die Sonne am längsten Tage am höchsten steht, sein Schatten XII. erreicht; alsdann ist die Länge des Stifts gleich B C (Fig. 149), woraus dann A C und A B von selbst folgt.

Die in Fig. 150 gezeichneten Bogenlinien mit Angabe der Tierkreiszeichen geben den Auf- und Untergang der Sonne für uns an, und zwar ist je nach dem Eintreten der Sonne in die Himmelszeichen der

	Aufgang	Untergang
in Widder und Waage	6 Uhr — M.	6 Uhr — M.
in Stier und Jungfrau	5 — —	7 — —
in Zwillinge und Löwe	4 — 7 —	7 — 52 —
in Krebs	3 — 44 —	8 — 15 —
in Skorpion und Fische	7 — 2 —	4 — 58 —
in Schütze u. Wassermann	7 — 54 —	4 — 6 —
in Steinbock	8 — 17 —	3 — 42 —

Es können in diesen Sonnenuhr verschiedene Meridiane eingetragen werden, d. h. man kann Linien darauf ziehen, die, wenn der Schatten des Zeigers das trifft, anzeigen, daß es an dem Orte, den man nun auch neben die Linie schreibt, eben Mittag ist. Die Erde bewegt sich von Abend gegen Morgen um ihre Ase, es ist folglich die scheinbare Bewegung der Sonne von Osten nach Westen. Die Dörter, welche mehr gegen Osten liegen, werden daher die Sonne eher sehen, also auch eher Mittag haben, aber auch die Sonne eher wieder verlieren, als die westlicher liegenden Dörter. Der Aequator, den man sich um die Erde denkt, ist in 360 Grade getheilt. In 24 Stunden ist auf dem ganzen Aequator Mittag gewesen, und alle Dörter, die unter gleichem Meridian liegen, haben zu gleicher Zeit Mittag oder jede andere Tageszeit. Da nun 15 Grad auf eine Stunde gehen, so hat, wer 15 Grad mehr östlich wohnt, eine Stunde eher Mittag, und wer 30, 45 u. Grad mehr gegen Osten wohnt, hat 2, 3 Stunden u. eher Mittag, und eben so umgekehrt, wer weiter westlich wohnt, hat um eben so viel später Mittag oder jede andere Zeit. Weiß man nun, wie viel mehr östlich oder westlich ein Ort liegt, als ein anderer (was man durch die Angaben guter geographischer Werke und eine leichte Rechnung rasch finden kann), so weiß man auch, um wie viel Zeit sie früher oder später Mittag haben. Weiß man auch nur von einem dieser Dörter (z. B. von der Insel Ferro) die Entfernung solcher Dörter (die Grade der Länge) und die Entfernung dieses Orts von dem unsrigen ebenfalls in Längengraden, so kann man auch bei solchen leicht den Unterschied der Meridiane und dadurch der Zeit finden. So hat z. B. Braunschweig 3 Min. eher Mittag als Polyminden, 31 Min. später als Stockholm, 4 St. 49 Min. später als Cambi auf Seplon, 44 Min. später als Warschau, 1 St. 20 Min. später als Petersburg, 2 St. 31 Min. später als Isfahan, 1 St. 16 Min. früher als Eissabon, 1 St. 50 Min. früher als die Insel Ferro, 3 St. 31 Min. früher als Rio de Janeiro, 5 St. 52 Min. früher als Luito, 8 St. 35 Min. früher als Californien, 10 St. 40 Min. früher als Ntahetti, wonach die letzteren also fast unsere Antipoden sind. Nach diesen Berechnungen zieht man dann die Linien auf der Tafel und kann danach dann zugleich auch jede Stunde des Tags in diesen Dörtern wissen, da man die Mittagszeit im Verhältniß zu der unsrigen kennt.

An unsere Leser.

Auch am Schlusse des gegenwärtigen Jahrganges des „Archivs“ halten wir es für Pflicht, unsern Lesern den wärmsten Dank für die dem Blatte bisher geschenkte Theilnahme hiermit darzubringen. Siebt diese doch gerade den Beweis, daß unser Streben: nach allen Kräften die Saat des Nützlichen auszustreuen, nicht ganz vergeblich war; finden wir doch darin nur Ersatz für mancherlei Opfer, die wir dem Unternehmen von jeher willig brachten. — Ebenso aber, wie wir um die Gunst des Publicums für den nun beginnenden neuen Jahrgang bitten, ersuchen wir aber auch jene Nachdruck-Institute, welche unter dem Titel „Leseerfrüchte“ nur fremdes Eigenthum zu Markte bringen, und welche rücksichtslos auch das Archiv ausbeuteten, mindestens so viel Ehrenhaftigkeit für die Folge zu zeigen, daß sie die Quelle nennen, aus welcher sie schöpfen und durch welche sie die Spalten ihrer Blätter füllen.

Braunschweig, den 31. December 1850.

Die Redaction.

Inhalt.

Pag.	Nr. der Abbild.	Pag.	Nr. der Abbild.
Afrika, f. Löwenjagd.		Nähtungsmethode, f. Rindvieh.	
Alhambra, f. Löwenhof.		Nahtblumen jeder Zeit zur Blüthe zu bringen	64
Alligator, f. Krocobille.		Nägel, Anwendung desselben als Streu für das Vieh	16
Anna von Oesterreich	41	92	
Aufbewahren der Eier f. Eier.		Messen von Höhen und Entfernungen, f. Höhen.	
des Obhes, f. Obh.		Mittel gegen Blattläuse, f. Blattläuse.	
Bandwurm, der, und Mittel dagegen	45	94-100	
Barometer, f. Dosenbarometer.		Brandwunden f. Brandwunden.	
Belgien und seine Verfassung	4	2	
Beuteltiere, die	43	93	
Bilderrahmen aufzufrischen, f. Vergoldete Rahmen.			
Blattläuse, Mittel sie zu vertreiben	56		
Bleichen des Eisenbeins f. Eisenbein.			
Bleiröhren, als Bligableiter	24		
Bligableiter, f. Bleiröhren.			
Blumen, Verfahren sie frisch zu erhalten	64		
Botanik, f. Pflanzenkunde.	88		
Brandwunden, Mittel dagegen			
Brasilien, f. Colonie, die deutsche in			
Brüssel, Stadthaus zu, f. Belgien.	52	105-109	
Champignons, Cultur der	70	121	
Chinesische Sitten	19	38. 39	
Collin's Desinficirpulver, f. Desinficirpulver.			
Colonie, die deutsche, Donna Francisca in Brasilien	78	138	
Cultur der Champignons, f. Champignons.	15		
Dachs, der	47	101. 102	
Desinficirpulver, Collin's	16		
Donna Francisca, f. Colonie die deutsche in Brasilien.	64		
Dosenbarometer	48		
Düngen, das, Einfluß der Zeit desselben auf die Saat	56		
Eier aufzubewahren			
Eisenlad, f. Schmiede-, Schloffer und Eisengußwaaren.	55		
Eisenbein zu bleichen			
Entfernungen zu messen, f. Höhen.			
Fettflecke aus Büchern u. zu bringen f. Flecke u.			
Flecke aus Büchern und Kupferstichen zu vertilgen			
Flecke und Schmutz von mit Delfarbe angestrichenen Gegenständen zu entfernen			
Fliegen, Vertilgung der, durch Quassiholz			
Frankreich, Ende zweier Herrscher desselben			
Gegengift, f. Kohle, thierische			
Gemsenjagd, die			
Gewisaaren, Eisenlad für, f. Eisenlad.			
Gärten, das, Fählerner Werkzeuge			
Höhen und Entfernungen leicht zu messen			
Hohenzollern, Burg			
Holz gegen Wurmfraß zu schützen, f. Wurmfraß.			
Impulsoria, die			
Java, f. Indier.			
Indier, die, auf Java			
Kaimann, f. Krocobille.			
Kaffee-Surrogat, Kölner			
Kartoffeln, Aufbewahrungsmethode der			
Kinkel, Gottfried			
Kleider, Mittel wollene, abgetragene zu reinigen			
Kohle, thierische, als Gegengift			
Kornwurm, Theer gegen den			
Kreuzotter, giftige			
Krocobille, die			
Lack für Eisenwaaren f. Eisenlad.			
Lichte, Verfertigung der, f. Talglichte.			
Löwenhof, der, in der Alhambra			
Löwenjagd. — Nordafrika			
Ludwig XVI. f. Frankreich.			
Napoleon f. Frankreich.			
Nashorn, das, und seine Jagd			
National-Versammlung, die, in Paris			
Neapolitanisches Leben			
Negerflaven, die			
Nordafrika, f. Löwenjagd.			
Obh, Aufbewahrung			
Obstbäume, Behandlung der			
Obstbäume, neue Methode sie zu veredeln			
Oefen, Verbesserung an Stuben- und Koch-			
Delfarbe, die damit angestrichenen Gegenstände zu reinigen, f. Flecke.			
Oesterreich, Anna von, f. Anna von Oesterreich.			
Opossum, f. Beuteltiere.			
Paris, letzte Nationalversammlung f. Nationalversammlung.			
Papenpettschaft, Schlarbaums			
Pferde, ihnen das Schlagen abzugewöhnen			
Pflanzenkunde, praktische Anleitung zur			
Pflanzenturm, der			
Rathhaus zu Brüssel, f. Belgien.			
Reinigung von mit Delfarbe u. f. Flecken.			
abgetragener wollener Kleider, f. Kleider.			
Rhinoceros f. Nashorn.			
Rindvieh, vorzügliche Nähtungsmethode für			
Rolands Ende			
Rom's Trümmervelt			
Rosfflecke aus Büchern u. zu bringen, f. Flecke.			
Rußland, Reisen und Fuhrwerke in			
Saat, Einfluß der Düngezeit, f. Düngen.			
Salzen, das, der Nahrungsmittel			
San Marino			
Sattelschäften, f. Obstbäume zu veredeln.			
Slaven, f. Negerflaven.			
Scott, Walter			
Seife, Kochen derselben für Haushaltungen			
Schldpatt, künstliches			
Schlagen der Pferde, Mittel dagegen, f. Pferde.			
Sitten, Chinesische, f. Chin. Sitten.			
Sonnenzeiger, horizontaler			
Stadthaus zu Brüssel, f. Belgien.			
Stählerne Werkzeuge zu härten, f. Härten.			

Hierzu das Musikalische Bouquet N^o 12.

**Amsterdam,
bei B. G. Eisenrath.**

**Copenhagen,
bei F. M. Höft.**

New-York,
bei G. & B. Westermann Brothers 651 Broadway.

St. Petersburg,
bei H. Schmißdorff.

Schnellpreßendruck der Gebrüder Meyer in Braunschweig.